



## MARX UND LENIN

Von Willy Haas

(Fortsetzung)

## IV.

Lenin in London ... was für ein anderes Bild! Dort der intellektuelle Bürger von 1848, hier der revolutionäre Intellektuelle von 1900 oder vielleicht sogar schon von 1920. Ich habe die Stube Lenins in Zürich gesehen ... der Mann hat mit seiner Gefährtin gewiß keine 1000 Mark monatlich ausgegeben, wahrscheinlich nicht einmal 500. Er wird wohl nicht viel mehr ausgegeben haben als ein Proletarier. Und hat wahrscheinlich nicht schlechter gelebt als Marx. Eine andere Zeit — eine andere Art zu wirtschaften.

Wir erwähnen das nicht ohne Grund. Nannten wir Marx eine dialektische Natur, einen „Lebensdialektiker“, so müssen wir bei Lenin sagen: er ist schon dialektisch innerhalb der *marxistischen* Dialektik. Nicht nur als Denker (was ja selbstverständlich ist und weiter keiner Erwähnung bedarf), sondern als ganze Lebenserscheinung: er ist schon als Mensch, mit allen seinen Gewohnheiten, mit seiner ganzen Lebensführung, natürlich also auch mit seinen Gedanken, von Vorneherein wie eingesenkt in den „dialektischen Fluß“ Marxens; er ist schon ganz geformt von dieser dialektischen Entwicklung in einem fortgeschrittenen Stadium. Er ist ein Intellektueller wie Marx, kein Proletarier, und doch etwas ganz anderes: in ihm hat sich die dialektische Synthese von Philosophie und proletarisch-bäuerlicher Revolution schon rein körperlich ganz anders ausgeprägt. Dieser mit Büchern und Wissen bis hinauf angestopfte Gelehrte und Publizist entwickelt daneben in sich das Äußere und das Innere eines russischen Bauern — der er mit irgendeinem Teilchen seines Wesen ist —, dessen Gesten und Rede-weise ruhig weiter: mitten im hochzivilisierten Westen, in den Großstädten Westeuropas, im Exil, zwischen wurzellosen intellektuellen Journalisten, Parlamentariern und Taktikern. In diesem hegelianisch-materialistischen Privatdozenten, der das dicke, gelehrte Werk gegen den Empiriekritizismus geschrieben hat und ein paar Dutzend anderer theoretischer Schriften über die schwierigsten Fragen der Dialektik und der Akkumulation, der scheinbar von Kongreßdebatten, Parteikonflikten, abstrakten Cliquentreibern ganz aufgeessen wird, wächst daneben, darunter, darüber, das ererbte Sprachgenie eines alten bäuerlichen Kalendermannes. Später, in Rußland, als er der Diktator ist, gibt ihm dieses Sprachgenie ein paar bauerndidaktische Worte ein, die, als Volksschöpfung, einige Kalendergedichte von Mathias Claudius aufwiegen. Etwa das Wort „Smytschka“, Schere, um den analphabetischen Bauern den komplizierten Tatbestand der Divergenz zwischen agrarischen und stadtproletarischen Interessen zu verdeutlichen, die zusammenklappen müssen „wie eine Schere“ und Alles zerschneiden müssen, was hindernd zwischen ihnen liegt. Oder das Wort „Peredyschka“, Atempause, das entscheidende Wort im entscheidenden Augenblick der Revolution, als die junge, schwache Sowjetrepublik von den eisernen Krallen der deutschen Armeen umklammert wird, in den Wochen und Monaten um Brest-Litowsk. Sein Gesicht hat etwas von einem Alträunchen, von einer merkwürdig geformten Wurzel oder Zwiebel, die der Bauer ausgräbt und als Talisman brauchen kann. Nicht zufällig wird er gleich nach seinem Tode eine Art mythischer Bauerngott. Das hätte Marx nie werden können. Solche populären Wortschöpfungen sind bei Marx undenkbar. Marx stand noch ganz anders „außerhalb“, auch außerhalb des deutschen, des rheinischen Proletariats als sein Schüler Lenin.

Er stand auch noch ganz anders außerhalb der konkreten Revolution — obgleich er sie, ebenso wie Lenin, zuweilen für morgen oder übermorgen erwartet hat. Auch hier ist bei Lenin schon Alles ganz anders ineinander-

geglitten, ineinandergewachsen: Geschichte und Aktivität, Theorie und Taktik. Die Dialektik hat alles durchsetzt und durchspült, ihn und seine ganze Welt. Sie ist kein „Strom“ mehr, sondern die Sintflut. Sie ist jetzt für ihn das „Erkenntnisprinzip“ der Welt schlechtweg; und so ist sie, in sich dialektisch, zugleich auch der tägliche Anspruch zur großen Tat. Er macht fast wie ein Jesuit seine harten hegelianischen Exerzitionen, dieser Zwiebelmensch von beißendem Geschmack, damit diese hegelianische Dialektik ihm auch wirklich in Fleisch und Blut übergeht, immer ab ovo, immer vom Anschaulichsten, von der Fibel, vom ABC her: „Die Blätter des Baumes sind grün. Johann ist ein Mensch. Der Spitz ist ein Hund. Schon hier haben wir eine Dialektik: Einzelnes ist Allgemeines ... Das Allgemeine existiert nur im Einzelnen, durch das Einzelne; jedes Einzelne ist Allgemeines.“ Und so weiter. Es ist ein richtiges „Eintrichern“, wie Trotzki einmal in einem kleinen Artikel über Lenin sehr treffend gesagt hat. So wird er zur körpergewordenen Dialektik, wie er lebt und lebt, wie er spricht und schweigt und ist und geht — die körpergewordene Dialektik von Erkenntnis und Tat, die körpergewordene fortwährende Aktualität des überspringenden Funkens von einem zur andern. Und so gibt es für ihn gar nicht mehr den berühmten „richtigen Moment“ des Feldherrn, denn jeder Moment ist der richtige. Man rät ihm einmal davon ab, in einem bestimmten Augenblick aktiv einzugreifen, es sei taktisch falsch. Er erwidert darauf etwa (ich habe das Zitat nicht zur Hand): „Jeder Augenblick läßt sich dialektisch in revolutionäre und konterrevolutionäre Möglichkeiten zerlegen. Man kann also auch in jedem Augenblick richtig, d. h. revolutionär, handeln.“ In diesem Zusammenhang fällt ein Wort Napoleons: „On s'engage, et puis on voit.“ Es gilt für Lenin. Die körpergewordene Dialektik „engagiert“ sich in jeder Sekunde. Realpolitik und System sind noch niemals so zu einer Einheit verschweißt worden.

Dieser kleine, straffe, harte und trockene Mann — hat er nicht in seinem Körperbau etwas von einem kleinen, straffen asiatischen Steppentier, das gestrafft ist zum Ansprung? Der Boden unter ihm ist immer ein heißes, glühendes Sprungbrett, von dem man mit einem Satz weg muß, um nicht zu verbrennen — mag es der Boden von London oder von Zürich sein. Einmal vergleicht ihn in Genf Wera Sasulitsch mit einer Bulldogge: „Sie haben den tödlichen Biß!“ Das gefällt ihm sehr. „Den tödlichen Biß?“ wiederholt er mit Befriedigung. Er ist ein Doktrinär und ein Berserker.

Was braucht man sofort, weil man ja morgen losschlagen wird, und dann übermorgen, und jeden Tag losschlagen wird? Einen Generalstab, eine revolutionäre Aristokratie von eiserner Zuverlässigkeit, Schulung und Energie. Er setzt ihn durch, gegen die Angriffe der Genossen, die nur so auf ihn regnen — durchaus marxistische Einwände, die sich auf ein gewisses automatisches Element des revolutionären Ausbruchs beziehen, auf die Reaktionsgesetze der Masse und ihrer Erhebung, auf die man direkt, durch direkte Einwirkung, also durch Verbreiterung der Basis hinwirken müsse, nicht durch Verengung, selbst auf die Gefahr, weniger zuverlässige Elemente hereinzubekommen. Das lehnt er strikt ab. Man beschuldigt ihn des Blanquismus, der Putschpolitik mittels einer „Elite“. Das ficht ihn wenig an. Die Partei muß über Allem stehen, sie muß Allen um einen Schritt voraus sein, sie muß ein Generalstab, eine revolutionäre Aristokratie sein. Die Partei über den Gewerkschaften, über der proletarischen Masse! Er braucht ein handliches Instrument, um loszuschlagen. Er schafft es sich. Zentralisation der

konspirativen Funktionen! Einsetzung von revolutionären Stäben in jedem Distrikt durch die Zentrale! Keine demokratischen Wahlen dieser Stäbe! So arbeitet ein General.

So hat er zwei Pflegekinder, eines als General, eines als Revolutionär, zwei Pflegekinder, die er mit der Liebe, Sorgfalt und fast ängstlichen Behutsamkeit einer wahren Mutter pflegt. Als General hat er die Garde. Er sorgt sich wie Napoleon um sie. In den Tagen des Abbruchs der Brest-Litowsker Verhandlungen ist seine größte Sorge: Ich werde doch nicht meine Garde für andere als revolutionäre Zwecke verbluten lassen? Es erinnert ein wenig an eine kleine Szene in „Krieg und Frieden“, als es bei Borodino schlecht für Napoleon steht. Ein General flüstert: „Die Garde hat noch nicht gekämpft.“ Die Erfahrenen um ihn lächeln. Die alte Garde? Hier, Tausende Meilen von Frankreich? Da kennt man Napoleon schlecht. Die muß das Kaiserreich schützen — und ihn.

Als Revolutionär aber hat Lenin die Revolution. Stündlich betrachtet er im Exil das noch unausgereifte Kindlein voll zärtlicher Muttersorge: wie geht es ihr heute, was macht sie heute? Hat sie Appetit? Spricht sie schon ein Wörtchen, ist ihr Lallen schon zu verstehen? Er beklopft sie vorn und hinten, er legt sein Ohr auf ihre Brust und ihren Rücken: atmet sie hübsch kräftig? Schlägt das Herz klar? Wächst und gedeiht sie? Ja, es geht ihr gut ... beruhigt legt er sich schlafen, morgen beginnen die gleichen zärtlichen Sorgen von Neuem.

Die Partei als Prinzip der revolutionären Kontinuität über der fließenden revolutionären Masse, das gibt schließlich, staatswissenschaftlich gesehen, ein merkwürdiges dialektisches Spiegelbild zur liberalen Ideologie des Zweikammersystems, wie sie Benjamin Constant konstruiert hat: die Deputiertenkammer als Prinzip des fließenden, ewig veränderlichen, die Pairskammer als ausbalancierendes Prinzip des stabilen Elementes in der Geschichte; nur, daß man bei Lenin statt des Stabilen ein Konstant-vorwärtstreibendes, Systematisch-dynamisches als revolutionäre „Pairskammer“ einsetzen muß; das Verhältnis des Wechselseitig-Regulativen, des Ausbalancierens, ist aber hier und dort dasselbe. Das schöpferische, konstruktive „staatswissenschaftliche“ Denken ist überhaupt bei Lenin viel stärker, als man bei einem Revolutionär im Allgemeinen annimmt; das beweist auch sein staatskonstruktives Meisterstück, das Hineinkonstruieren des Räteystems in die vorrevolutionären Staaten, ein „Staat im Staate“, wie Georg Lukács erklärt, der Staat im Staate als Waffe zur Zerschmetterung des Staates überhaupt: eine ganz geniale dialektische Staatskonstruktion.

Aber im Geiste aller dieser großartigen Konstruktionen liegt wohl schon der Keim eines gewissen Verhängnisses. Die politische Partei mit ihrem strengen Zentralismus wurde von Lenin in der revolutionären Kampffront als über den proletarischen wirtschaftlichen Organisationen stehend konstruiert, schon 1903, also lange vor der akuten Revolution; das blieb auch im späteren legalen Zustand mehr oder weniger so bestehen —; Lenin würde allerdings energisch gelehnet haben, daß es sich hier um „hierarchische“ Gegensätze handle, und nicht vielmehr um eine bloße Dialektik, eine „Annäherung“, eine „werdende Einheit“. Man muß nun aber bedenken, daß ja Rußland niemals ein liberaler Bourgeoisstaat war, sondern — wenn man vom Adel absieht — ein rein bürokratisch geleiteter zentralistischer Staat. Der Feind war also weniger die ganz dünne Bourgeoisie, die niemals „die Macht“ hatte, als vielmehr das machtvolle, hierarchisch aufgebaute bürokratische System mit seinem ganz spezifischen „Ueberbau“ an Gewohnheiten, „Selbstverständlichkeiten“ und „Unabänderlichkeiten“. Daß die Bourgeoisie einfach niedergewalzt wurde, war vielleicht kein solches Kunststück; der eigentliche Kampf ist doch wohl der gegen den eingessenen und einge-

spielten Geist der zentralistischen Bürokratie, und dieser steht der russischen Sowjetrepublik — wenn wir der jüngsten russischen Dichtung glauben dürfen — heute noch in genau demselben Umfang bevor wie zur Zeit Gogols. Die antibürokratischen Satiren von heute unterscheiden sich sachlich kaum von Gogol oder Saltykow-Stschedrin. Das ist wohl das Seltsamste, was Einem bei der Betrachtung der heutigen russischen Literaturgeschichte auffällt. Solch ein politischer Umschwung — und gerade in dieser wichtigen Sache hat sich nichts geändert? Man kann nicht umhin, darüber immer wieder nachzudenken.

Da fragt es sich denn, ob die zentralistische und bürokratisch-hierarchische Staatskonstruktion Lenins, wie sie diesem eminenten Staatsdenker entsprach, überhaupt die richtige Waffe war gerade zur Bekämpfung dieses alteingesessenen Geistes? Und wie denn heute vor diesem eigentlichen entscheidenden Endkampf mit solchen Waffen die Chancen stehen?

Eine schwer zu beantwortende Frage\*).

Seine Fähigkeit, eine Entwicklung zu antizipieren, ist und bleibt dennoch genial. Schon am 1. November 1914 verkündet er den Beginn einer neuen Ära, den Beginn der III. Internationale. Genial und großartig ist auch das konkrete Lebenswerk — nicht seine Schriften, nicht die vielen Bände seiner Schriften, sondern dieses Rußland, dieses dialektische Produkt mit seinem monopolistischen Staatskapitalismus, das dem Monopolkapitalismus der imperialistischen Welt gleichzeitig Milliarden zu verdienen gibt und ihn durch Ueberflügelung für immer zu vernichten versucht — um dann erst den Sozialismus zu begründen.

(Fortsetzung folgt)

\* Den politischen Zentralismus der marxistischen Lehre hat bekanntlich schon vor Jahrzehnten der Franzose Georges Sorel (mit seiner „syndikalistischen“ Lehre) als gefährvoll bekämpft. Er stellt ihm gegenüber die These vom Kampf der autonomen föderalistischen wirtschaftlichen Proletarier-Organisationen und ihrer „spontanen“ Neuorganisationen gegen die Politik. Er bezieht sich dabei auf Marx selbst (in den Angriffen gegen Bakunin): „Der Anspruch, daß die hundert internationalen Brüder als ‚Vermittler‘ zwischen der revolutionären Idee und den Volksinstinkten dienen‘ müssen, schafft eine unübersteigbare Kluft zwischen der revolutionären Idee der Allianz und den Proletariermassen.“ (Vgl. die vortreffliche Zusammenstellung und Einführung in dem Buch „Die Auflösung des Marxismus“ von G. S., herausgegeben von Ernst Th. Posse, Jena 1930, bei Gustav Fischer.)

Verantwortlich für den Inhalt: ARTUR ROSEN in Berlin; für die Inserate: M. Rödelheimer, Berlin. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet, vorbehaltlich etwaiger gemäß § 18 Literatur-Urhebergesetz erforderlicher Zustimmung des Autors. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare keinerlei Gewähr.  
Druck: MÖLLER & BOREL GmbH., Berlin SW 68.

Am 20. und 27. Februar  
veranstalten die Künstler  
in ihren Ateliers in der  
Prinz-Albrecht-Straße 8  
ihre beiden

## Dachkahnfeste

Künstlerkarten kosten 3.50 RM  
Gästekarten 5.50 RM  
Garderobe ist frei

Karten gibt es in den Ateliers  
in der Prinz-Albrecht-Straße 8 u.  
beim Portier ebendort, außerdem  
in den Vereinigten Staatsschulen  
in der Hardenbergstr. 33

## Dichterglaube.

Stimmen religiösen Erlebens.  
Keine Anthologie, sondern Originalbeiträge 90 europäischer Autoren über ihre Stellung zur Religion  
357 Seiten / Broschürt RM 8.50, in Leinen RM 9.80  
... „Ich habe das Buch ‚Dichterglaube‘ nicht ohne Mißtrauen in die Hand genommen und habe eine meiner schönsten Enttäuschungen erfahren. Denn es ist eine Quellschrift ersten Ranges, von kostbarer Einzigartigkeit des Stoffes. Das Ergebnis ist ein Querschnitt durch die religiöse Wirklichkeit unserer Tage, wie er sonst nirgends vorliegt; wichtig für die Kirchen, wichtig für die Suchenden wie für die Feststehenden. Es kann von hundert verschiedenen Standpunkten aus gelesen werden, und immer wird es Belehrung spenden.“  
Das Ganze ist ein mächtiges Bekenntnis gegen gewisse moderne Meinungen, die heute die religiösen Gedanken- und Gefühlsbahnen für verschüttet erklären. Genau das Gegenteil ist der Fall.“ Wilhelm Michler in „Der Tag“  
ECKART-VERLAG GmbH., BERLIN-STEGLITZ